

ADOLF SCHUSTERMANN  
ZEITUNGSNACHRICHTEN-BUREAU

BERLIN SO. 16, SPREEPALAST.

Zeitung:

Allgemeine Musikzeitung  
Charlottenburg.

Adresse:

24. VII. 1913

Datum:

Wien.

Wieder stören zwei ungewöhnliche, raschen Bericht fordernde Ereignisse den gelassenen, akademischen Gang meiner Saison-Rückschau. Nach Absolvierung von Hofoper und Volksoper sollte nun unser Konzertleben in großen Strichen charakterisiert und dabei nach alter, wenn auch vielleicht nicht mehr ganz berechtigter Tradition, mit den neun Orchesterkonzerten der Philharmoniker begonnen werden. Aber die Volksoper ist mit der deutschen Uraufführung von Pietro Mascagnis dramatischer Legende (in drei Teilen) „Isabeau“ und der Philharmonische Chor — Wiens jüngste, für unser Musikleben aber schon heute bedeutungsvollere musikalische Vereinigung, als Philharmoniker, Konzertverein, Tonkünstlerorchester „Musikfreunde“ und Singakademie zusammengenommen — mit der Uraufführung von Arnold Schönbergs „Gurrelieder“ für Soli, Rezitation, vier Chöre und großes Orchester dazwischengekommen. Gerade in Wien sah man diesen beiden Uraufführungen mit der stärksten Spannung und dichtgefüllten Zuhörerräumen entgegen: ist Schönberg doch Wiener, und zwar der Umstrittenste des muskschaffenden Jung-Wiens, und Mascagni erfreut sich hier seit jeher einer besonderen persönlichen Beliebtheit. Hätte sich der Maestro einen Tag früher von Udine, wo er kontraktlich genau bis zum Premierentag zu dirigieren hatte, freigemacht, so wäre auch die Niederlage der „Isabeau“ nicht so arg gewesen. Aber verschoben wollte Direktor Rainer Simons die wegen Indisposition der Sopranistin Lefler ohnehin bereits einmal verlegte Premiere wahrscheinlich auch deshalb nicht, weil Mascagni bei den Proben kein sehr angenehmer Mitarbeiter ist und weil schon der an seiner statt gekommene Verleger der Oper, Sonzogno, in zwölfter Stunde genug Abänderungen der Inszenierung verlangt und durchgesetzt hatte.

So nahm das Unheil seinen Lauf. Der kühle Beifall nach dem ersten Akt wich schon nach dem zweiten Aufzug energischem Zischen, und wenn es am Schluß dann noch Applaus gab, so wurde er nur von den Freunden des Hauses und der Sänger gesendet, um die eifrig bemühten Interpreten nicht die Trostlosigkeit des interpretierten Werkes entgelten zu lassen, und der Widerspruch fehlte bloß, weil das andere Publikum schleunigst enteilt war. Es betrübt, einem Künstler in dem Jahre, wo er (am 7. Dezember) seinen fünfzigsten Geburtstag feiern wird, und nach zwanzigjährigem Fernsein — seit 1893 ist von Mascagni keine Oper mehr in Wien aufgeführt worden, mit „Cavalleria rusticana“, „Freund Fritz“ und „Rantzau“ war seine Wiener Laufbahn erschöpft, und alles Spätere kennt man, abgesehen von „Zanetto“, bei uns kaum dem Namen nach — sagen zu müssen, daß man ihn für völlig steril halte! Allein das und nichts anderes ist der Mascagni der „Isabeau“. Eine zur Verzweiflung treibende Steppe, durch die man da zwei Stunden lang einhertrötet! Nirgends die Bergzüge wuchtiger Themen, nirgends die liebliche Blüte eines charakteristischen Motivs, das Blümchen einer eingeborenen Form, nicht einmal ein grünes Grasfleckchen eines winzigen Einfalls; nur die dürre Oede der Wüste überall! Um diese wohl auch von ihm selbst empfundene Unfruchtbarkeit zu maskieren, hat der Komponist mit Fleiß und Eifer allen auffallenden und erfolgreichen Neuerern der letzten Jahre abgeguckt, wie sie sich räusperten und wie sie spucken. Puccinismen und Debussysmen, offene Quint- und Ganztonskala, alterierte Dreiklänge und unverwandte Tonarten, Celesta und Clavichord, Xylophon und sechserlei Glocken — nichts fehlt zur Pseudomodernität, die durch einen mißverständlichen „Lohengrin“-Stil mit dicklich instrumentiertem Deklamationsgesang zeitweise ganz unerträglich wird und aus der man nicht fünfzig Mascagnische Takte heraushören kann! Hie und da nimmt der Komponist einen Anlauf zu eigener Weise, wie in Isabeaus Gesängen von ihrer Keuschheit (Es-dur) und ihrer Liebe (As-moll), in zwei sanften Terzduetten der beiden Begleiterinnen Isabeaus („O Prinzessin, Engel vom Himmel“ und „Zu dir wenden in Demut“) oder in einer Ansprache des Königs an seine Tochter („Schon in Ländern und Burgen“). Aber diese paar unruhig flatternden Schwälblein machen mitsamt dem breitspurigen Intermezzo, das einen großen Teil des zweiten Bildes füllt, keinen Sommer. . .

Auch in der Wahl des Textes zeigt sich Mascagni bei „Isabeau“ von allen guten Geistern verlassen. Diese „Legende“ L. Illica's mutet wie eine schwach geratene Parodie auf die Dramen Richard Wagners, Maeterlincks und d'Annuncios an, und ich getraute mich, mit der wörtlichen Vorlesung des von Rudolf Cahn-Speyer spottschlecht übersetzten Opernbuches an einem humoristischen Vortragsabend, wenn ich nur auch die besonders albernen Regiebemerkungen mitverlesen darf, mein Publikum dazu zu bringen, daß es Tränen lachte! Ein Sagenkönig, der sich über die Keuschheit

seiner Tochter Isabeau kränkt und sie zwingen will, aus fünf ihr ganz fremden Bewerbern binnen fünf Minuten einen auszusuchen! Ein Vater, der sein Kind, weil es auf die Liebe warten will, damit bestraft, daß das Mädchen nackt durch die Stadt reiten muß! Ein verliebter tumber Tor aus dem Wald, der sich aus reinstem Schönheitsidealismus die nackte Reiterin ansieht, obwohl der König auf Bitten des Volkes ein Gesetz erlassen hat, daß, wer hinschaut, geblendet wird! Endlich die Bekehrung der Jungfrau zur Liebe und zu diesem merkwürdigen Parsifal, was ein glückliches Ende mit allgemeiner Versöhnung und einer Hochzeit ergäbe, wenn nicht ein staatsweiser Kanzler, der ohne Unterlaß grundlos Unheil stiftet, dem Jüngling geschwind, während Isabeau vom königlichen Vater die Heiratsbewilligung einholt, durch das Volk die Augen ausstechen ließe, worauf der Prinzessin nichts anderes übrig bleibt als sich selbst ebenfalls zu erstechen! Diesem Aberwitz haben der unglückselige Komponist und die seinem Namen vertrauende Volksoper Zeit und Arbeit geopfert.

Frau Lefler und Herr Ziegler hatten mit ihren fülligen, doch ein wenig indisponierten Sopran- und Tenorstimmen die undankbaren und noch überdies schwer zu lernenden Rollen der Isabeau und ihres sonderbaren Verehrers zu singen; Herr Ziegler unterstützte seine übermüdeten Stimmbänder durch naturackte Beine, während man bedauerlicherweise von der neuen Lady Godiva unter dem bergenden Monna Vanna-Mantel kein Fleckchen Haut hervorschimmern sah! Heinrich Lefler hatte, um den Zuhörern das Martyrium von Legende und Zwischenpausen möglichst abzukürzen, eine für alle drei Akte verwendbare Dekoration entworfen. Allein auf Sonzogno's Wunsch mußte Isabeau im Monna Vanna-Kostüm über die lange Lohengrin-Treppe herabschreiten und, über die ganze Bühne hinwandelnd, durch das Stadttor von Hellbrunn („Königskinder“) hinaus zu dem Zelter gehen. So wurde Leflers Dekoration nur im ersten Akt verwendet, der zweite und der dritte Akt wurden aus dem Fundus aufgebaut, und es gab Zwischenpausen von 15—20 Minuten, die die Stimmung der Zuschauer vollends unter den Gefrierpunkt sinken ließen. O Operndirektoren, -regisseure, -sänger und -publikum! ich warne Neugierige — vor „Isabeau“!  
Dr. Wilhelm von Wymetal.

Der im Inhaltsverzeichnis aufgeführte Musikbrief aus Leipzig mußte wegen Raummangels zurückgestellt werden.